Alex Schwazer

DAS ZIEL IM BLICK

Mein Leben zwischen Triumph und Tragödie

TAPPEINER.

AUTONOME PROVINZ BOZEN SÜDTIROL
PROVINCIA AUTONOMA DI BOLZANO ALTO ADIGE
Deutsche Kultur

Die Drucklegung dieses Buches wurde ermöglicht durch
die Südtiroler Landesregierung / Abteilung Deutsche Kultur.

Alex Schwazer

DAS ZIEL IM BLICK

Mein Leben zwischen Triumph und Tragödie

Übersetzung
Romano Kohlmayer

TAPPEINER.

INHALTSVERZEICHNIS

1. **STERZING**. Februar 1998 7
2. **MERAN**. November 2000 21
3. **PENSER JOCH**. März 2001 28
4. **REGGIO CALABRIA**. Oktober 2003 35
5. **SALUZZO**. Dezember 2004 41
6. **HELSINKI**. August 2005 50
7. **OSAKA**. August 2007 58
8. **PEKING**. August 2008 67
9. **TURIN-PIACENZA**. Oktober 2008 86
10. **ST. MORITZ**. September 2009 94
11. **FERRARA**. April 2010 101
12. **KALCH**. April 2011 108
13. **BOZEN**. August 2012 115
14. **KALCH**. November 2013 129
15. **ROM**. April 2016 137
16. **ROM**. Mai 2016 152
17. **RIO DE JANEIRO**. August 2016 161
18. **RATSCHINGS**. Februar 2018 171
19. **RIDNAUNTAL**. September 2019 182
20. **ROM**. November 2019 188
21. **MERAN**. Oktober 2020 197
22. **SAMBUCI**. April 2021 208

NACHWORT 219

CALICE
KALCH

1 STERZING
Februar 1998

Ich laufe.

Es ist sechs Uhr morgens, im Dorf ist noch alles still.

Das Thermometer zeigt minus dreizehn Grad an. Wenn ich mein Laufpensum absolviert habe, geht es unter die Dusche und dann in die Schule, später muss ich zum Eishockey-Training in die Eishalle.

Warum tue ich mir das an? Um ehrlich zu sein – ich weiß es selbst nicht. Aber es gefällt mir, und ich fühle mich wohl dabei. Ich glaube, es verleiht mir mehr körperliche Ausdauer. Vor allem aber gibt es meinem Leben eine Richtung, ein Ziel. Ich engagiere mich für etwas, das ganz und gar meins ist. Mit all meinen Kräften. Die Anstrengung, der Schweiß und die Aufopferung sind der größte Lohn.

Ich bin zehn Minuten vor fünf Uhr aufgestanden. Mit dem Fahrrad radle ich zum Autohof Sadobre, meinem Startpunkt. Dieser LKW-Parkplatz mit seinem rissigen Asphalt und den kahlen Bäumen ist fast immer menschenleer. Meine Trainingsstrecke beginnt dort und verläuft etwa zehn Kilometer entlang der Autobahn. Ideale Bedingungen, denn hier treffe ich auf keine Menschenseele – weder Mannschaftskameraden noch Schulfreunde. Die Umgebung ist nicht gerade einladend, aber das kümmert mich nicht, denn auf diesen Feldwegen gibt es keinen Verkehr und ich begegne nie jemandem. Es gibt auch keine Straßenbeleuchtung, sodass ich immer im Dunkeln laufe.

Meine Füße versinken im Schlamm. Der Schnee ist größtenteils schon geschmolzen, aber an einigen Stellen sind noch einige graue, mit Matsch vermischte Haufen. Die Felder zu meiner Rechten können das Wasser nicht mehr aufnehmen, und so wallt ein dichter Nebel über den Weg, der mir kalt in die Knochen kriecht und mich frösteln lässt. Ich balle meine Fäuste und versuche, mein Tempo zu steigern.

Im Sommer vor zwei Jahren habe ich mit dem Laufen begonnen. Die Eishockeysaison war zwar vorbei, aber ich wollte weiter trocken trainieren. Beim Eishockey dreht sich alles um Geschwindigkeit. Geschwindigkeit ist alles: schnelle Wendungen, Gegenangriffe, fliegende Wechsel. Meine Technik ist gut, ich möchte sie jedoch noch verbessern. „Ein guter Eishockeyspieler befindet sich dort, wo der Puck ist", sagte einmal Wayne Gretzky, einer der besten Spieler aller Zeiten. „Der *große* Eishockeyspieler

Alex war bereits in jungen Jahren sehr ehrgeizig … auch beim Minigolf!

ist schon dort, wo der Puck sein wird." Das ist wahr, aber wie stellt man das an? Es genügt nicht, den Spielverlauf „lesen" zu können. Man braucht wirklich starke Beine.

Deshalb bin ich hier und laufe. Noch bis vor ein paar Monaten habe ich meist nachmittags im Dorf am Weg entlang des Flusses trainiert. Sowohl bei den Einheimischen als auch bei den Touristen ist dieser Weg sehr beliebt, denn er ist wie geschaffen für Spaziergänge. Manchmal begleitete

mich Pepi – mein Vater – auf seinem Fahrrad. Mein oberstes Ziel war immer die Geschwindigkeit. Der Wettlauf mit der Zeit. Jeden Tag versuchte ich, meine bisherigen Leistungen zu übertreffen. Die Rundstrecke am Fluss ist drei Kilometer lang, und die Herausforderung bestand darin, die Strecke in weniger als zehn Minuten zu bewältigen. Wie lange hatte ich gebraucht, um dieses Ziel zu erreichen! Und wie groß war meine Freude, als ich es endlich geschafft hatte!

Von jenem Tag an setzte ich mir immer höher gesteckte Ziele. Wenn ich meine Laufzeiten wirklich verbessern wollte, musste ich bergauf trainieren. Und so fand ich nach einigem Suchen eine neue Laufstrecke, einige Hundert Meter entfernt vom Sadobre-Parkplatz. Sie verläuft am Hang des Berges und endet auf einem Plateau, auf dem eine Antenne steht. Ich nahm mir vor, die Strecke ohne Atempause in weniger als einer halben Stunde zu bewältigen. Als ich auch diese Hürde genommen hatte, legte ich die Messlatte wieder höher. Irgendwo hatte ich gelesen, dass Pietro Mennea (seine 200-Meter-Sprintzeit war siebzehn Jahre lang Weltrekord) beim Training Knöchelgewichte trug, also probierte ich das aus.

Nun, es funktioniert. Sobald man die Gewichte wieder abnimmt, sprintet man los wie ein Hase.

Ich überquere die Autobahnüberführung, biege links ab und laufe auf der jetzt schnurgeraden Strecke weiter in Richtung Stilfes. Zu meiner Linken fließt, verdeckt von einer Baumreihe, ein Wildbach, der von Ratschings heruntersprudelt und weiter vorne in den Eisack mündet. Die einzigen Lichtquellen hier sind die roten und weißen Lichter der Fahrzeuge auf der Autobahn. Vor mir, kaum erkennbar, sehe ich die Kontur eines Berges, die mich an den Buckel eines riesigen schlafenden Monsters erinnert. Ich mag diese neue Laufroute und bin gern allein hier, in dieser frühen Morgenstunde. Pepi arbeitet für die ANAS (italienische Straßenaufsichtsbehörde), wie schon sein Vater vor ihm, und verlässt das Haus sehr früh. Er steigt in sein orangefarbenes Auto, dessen Bestimmung man an dem Besen auf dem Dachgepäckträger erkennen kann, und fährt los. Mir gefällt es, gleich nach ihm das Haus zu verlassen. Ich fühle mich dabei großartig. Eine Stunde später erschöpft nach Hause zu kommen, ist noch schöner, weil mich niemand und nichts außer meiner eigenen Willenskraft dazu gezwungen hat.

Ich laufe nicht mehr ausschließlich, um meine Beine zu trainieren. Ich laufe, weil es mir Spaß macht. Seit ich meinen persönlichen Wettlauf gegen die Zeit gewonnen habe – erst am Flussufer, dann auf der neuen Strecke zur Antenne hinauf –, ist Geschwindigkeit zweitrangig. Mehr als die Laufzeit fasziniert mich jetzt die Distanz und meine Fähigkeit, die

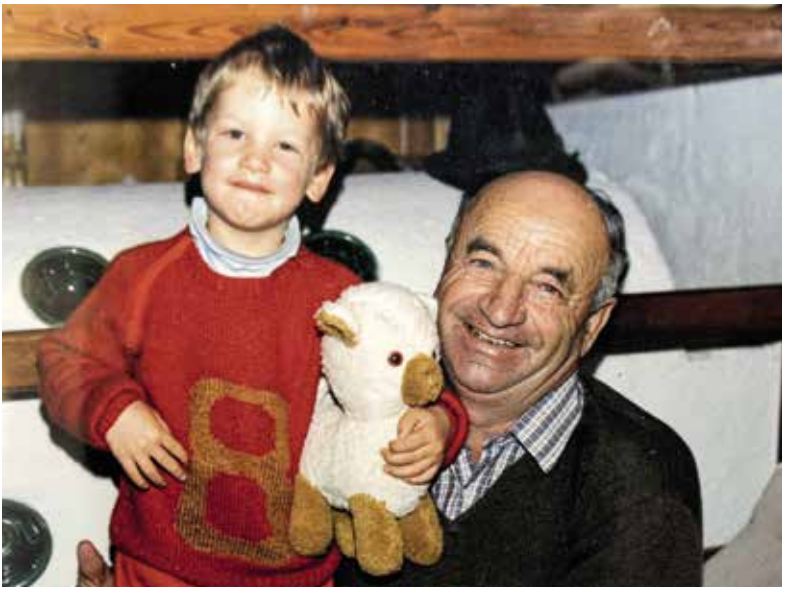
Alex mit 3 Jahren in einem Oldtimer

Anstrengung zu ertragen. Ich will die Grenzen meiner Ausdauer immer weiter verschieben. Und während ich laufe – mit einer Mütze auf dem Kopf, einer laufenden Nase und vor Kälte roten Händen –, habe ich große Freude daran, neue Orte zu entdecken, wie zum Beispiel diese Talecke, die ich bis vor Kurzem nicht kannte, obwohl ich mein ganzes Leben hier in den Bergen verbracht habe.

Ich wuchs in Kalch auf, neun Kilometer entfernt von hier.

Kalch ist ein Weiler mit gerade mal sieben Häusern, und liegt an der kurvenreichen Straße, die von Ratschings zum Jaufenpass führt. Eigentlich ist Kalch wenig mehr als eine einfache, von Lärchen und Tannen gesäumte Alm auf 1443 Meter Meereshöhe. Der Brennerpass ist fünfundzwanzig Kilometer entfernt, Bozen fast achtzig Kilometer. Dort oben besitzen meine Großeltern väterlicherseits, Albert und Clara, einen Bauernhof mit Schweinen, Hühnern, ein paar Kühen. Eine Zeit lang hatten sie sogar einen Stier. Rundherum erstreckt sich eine weite, steile Wiese, auf der das Vieh grast. Auf der anderen Straßenseite, hinter der kleinen weißen Kirche, in der meine Eltern geheiratet haben, gehört uns ein Waldstück.

Als ich erst ein paar Monate alt war, brachte mich meine Mutter morgens vor der Arbeit zu meinen Großeltern, die sich den Rest des Tages



Alex mit Opa Albert beim Spielen

um mich kümmerten. Im Bauernhaus steht ein sehr alter Ofen, und Opa hat sich immer gerne danebengelegt, um sich auszuruhen. In der Familie erzählt man sich, dass ich schon früh zu laufen begann, und zwar, während ich mit ihm spielte. Erst hielt ich mich mit den Händen fest, dann ließ ich los, ohne Furcht zu zeigen, im Gegensatz zu meinem Bruder Oliver, der erst spät laufen lernte und schon bald darauf zu sprechen anfing.

Etwa zwanzig Meter vom Bauernhof entfernt gibt es einen kleinen Skilift, der mir viele glückliche Stunden beschert hat. Skifahren zu lernen war für mich so selbstverständlich wie das Laufen. Als ich drei oder vier Jahre alt war, stand ich zum ersten Mal auf Skiern. Schon immer treibt meine Familie Sport – eine Leidenschaft, die uns alle verbindet. Von Kindheit an waren die Weltcup-Rennen im Fernsehen ein fester Bestandteil unseres Alltags, fast schon ein Ritual. In jungen Jahren war Pepi ein guter Skifahrer, und vielleicht wäre er gern Profiskifahrer geworden. Aber das waren andere Zeiten.

Er und Mutter lernten sich 1979 in einem Tanzlokal kennen, als Pepi seinen Militärdienst ableistete. 1983 heirateten sie, und im Jahr darauf wurde ich am zweiten Weihnachtsfeiertag geboren. Meine Eltern konnten es sich nicht erlauben, Flausen im Kopf zu haben, und wussten, dass

sie sichere Anstellungen brauchten, wenn sie eine Familie gründen wollten. Mutter arbeitete in der Schule, Pepi in der Straßenmeisterei. Nur wenigen jungen Leuten gelang es damals, sich von der konservativen Mentalität ihrer Väter zu lösen, die ihnen nahelegte, ihre Träume vom Ruhm aufzugeben und einen ehrbaren Weg einzuschlagen.

Mein Onkel, Walter Brunner, der Bruder meiner Mutter, war einer dieser wenigen. Mit der italienischen Nationalmannschaft nahm er zweimal im Doppelsitzer (Rodeln) an den Olympischen Spielen teil, das erste Mal 1984 in Sarajevo, das zweite Mal vier Jahre später in Calgary. Außerdem gewann er in Olang einen Europameistertitel im Doppelsitzer. In meinen Augen waren seine Leistungen legendär, auch wenn er kaum mehr darüber spricht. Wir unternahmen oft lange Trekkingtouren zusammen und bestiegen alle Gipfel der Umgebung. Wir standen gemeinsam auf dem Zuckerhütl, dem Hochfeiler, dem Tribulaun, der Weißspitze, dem Wilden Freiger und auf dem Turnerkamp, und wanderten auch sechs oder sieben Stunden am Stück, um die oft auch über 3000 Meter hohen Gipfel zu erreichen. Meinem Onkel wurde manchmal vorgeworfen, dass er mir zu viel abverlange, aber ich begleitete ihn sehr gern und war stolz auf mich, wenn wir nach einer langen Wanderung gemeinsam auf dem Gipfel standen und den Ausblick genossen. Als er dem Rennsport den Rücken kehrte, erbte er die Schuhmacherwerkstatt meines Großvaters Paul im Erdgeschoß unseres Wohnhauses in Sterzing.

Vor allem in den ersten Grundschuljahren verbrachte ich ganze Nachmittage in dieser Werkstatt. Schuhe neu besohlen, Absätze austauschen, Verschlüsse reparieren, Sportausrüstungen auf Vordermann bringen – das alles bereitete mir große Freude. Von Zeit zu Zeit kam ein Sportler in den Laden – mal ein Rennrodelfahrer, mal ein Eishockeyspieler – und ich rannte ins Hinterzimmer, von heller Aufregung gepackt.

Ich kannte sie alle – Menschen wie Markus Prock, Wilfried und Norbert Huber, Hansjörg Raffl, Maria-Luise Rainer – und ich wusste, was sie vollbracht hatten. Ich las über ihre Heldentaten in der Zeitung und hätte sie unter Tausenden wiedererkannt. Sie waren meine Helden, aber die Vorstellung, ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten, machte mir Angst – zu überwältigend war die Aufregung.

Zu jener Zeit, in meinen ersten Grundschuljahren, begann ich, Eishockey zu spielen. Seit meinem fünften Lebensjahr konnte ich Schlittschuhlaufen, daher fiel mir der Einstieg ins Eishockey leicht. Eishockey für unter 8-Jährige ist Eishockey im Miniformat. Wir spielten

Mama Maria Luisa mit ihren beiden Söhnen Oliver und Alex

Alex mit seinem Bruder Oliver, der derzeit in London lebt und arbeitet

auf einem Drittel des Spielfeldes, das durch Kegel markiert war, und die kleinen Tore standen an dessen kurzen Seiten. Wir sollten uns vor allem die grundlegenden Techniken dieser Sportart aneignen, aber schon damals drängte ich darauf, im Angriff zu spielen, und wenn ich im Puckbesitz war, spielte ich ihn nicht mehr ab, sondern griff direkt das gegnerische Tor an.

Pepi saß immer auf der Tribüne. Er verpasste kein einziges meiner Spiele, nicht einmal die Auswärtsspiele, und manchmal erschien er sogar zum Training. Das macht er auch heute noch. Er war schon immer ein ausgesprochener Perfektionist. Am Ende des Spieles wies er mich auf die begangenen Fehler hin, selbst wenn ich zwei oder drei Tore geschossen hatte. Vielleicht erinnerte ich ihn an sich selbst, als er jung und voller Begeisterung war.

Meinen Eltern verdanke ich, dass mir Sport so leichtfällt; nicht nur meinem Vater Pepi, sondern auch meiner Mutter. Beide haben mich immerzu ermutigt, neue Sportarten zu betreiben, ganz egal ob Langlaufen, Skifahren, Fußball, Schwimmen, Tennis oder Leichtathletik – was eben möglich war. Als Oliver geboren wurde, war ich sechs Jahre alt, und mein erster Kommentar lautete wohl recht lapidar: „Er ist zu klein, Mama. Mit ihm kann ich nicht Fußball spielen."

Alex mit seinem Vater Josef inmitten der großen Trophäensammlung

Eines Tages überredete ich meine Mutter nach langem Drängen, mich nach Meransen zu begleiten. Hier gibt es eine Rennrodelbahn, aber ich wollte unbedingt Erika Lechner, die erste Südtiroler Olympiasiegerin, kennenlernen. Erika war mit meiner Großmutter befreundet, so wurde es mir erzählt, und schon der Gedanke, ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, versetzte meinen Magen in Aufruhr. Schon seit Längerem besaß ich ein Bild von ihr, das ich wie meinen Augapfel hütete. Auf dem Bild trug sie einen hellblauen Rodelanzug und eine brünette Pagenfrisur, ihr Blick strahlte Entschlossenheit aus. Um den Hals trug sie eine Medaille an einem Regenbogenband. Meine Mutter brannte nicht darauf, mich zu begleiten, da sie befürchtete, sich lächerlich zu machen. Ich hatte sie schon einmal gebeten, mich zu einem Sportler zu begleiten, und sie hatte dann im letzten Moment einen Rückzieher gemacht. Bei dem Sportler handelte es sich um Patric Lochi, einen meiner Lieblingshockeyspieler. Ich hatte sein Bild aus einer Zeitschrift ausgeschnitten und in der Hoffnung auf ein Autogramm auf ein Stück Pappe geklebt, aber am Ende war ich zu schüchtern, versteckte mich und schickte meine Mutter vor. Mein Herz drohte zu zerspringen.

Bei Erika Lechner hingegen verlief alles bestens. Sie sah anders aus, als ich erwartet hatte. Ihre Haare waren heller, ihr Lächeln breiter. Ich

Mama Maria Luise unterstützt ihren Alex, wo immer sie kann!

konnte kaum glauben, dass sie es wirklich war. Vor mir stand leibhaftig die erste Italienerin, und noch dazu eine Südtirolerin, die bei den Olympischen Winterspielen auf der obersten Stufe des Podiums gestanden hatte.

Das hätte ich mir nie träumen lassen!

Ich starrte vor lauter Aufregung auf den Boden und blieb stumm wie ein Fisch. Erika begrüßte uns in der Lobby ihres Hotels, als wären wir Freunde der Familie. Sie fragte nach meinem Namen und zeigte mir die Medaille, die sie in Grenoble gewonnen hatte.

„Möchtest du sie mal in den Händen halten?"

„Ja, bitte."

Ich hatte noch nie ein so großes Goldstück berührt. Die Medaille glänzte nicht nur, nein, sie verströmte regelrecht Licht.

„Und, Alex? Was für einen Sport betreibst du?"

„Ich spiele Eishockey."

„Eishockey?"

„Ja."

„Dann wird es nicht einfach werden, eine solche Medaille zu gewinnen. Zumindest nicht hier in Italien. Betreibst du noch einen anderen Sport?"

„Etwas Leichtathletik."

„Aha." Erika warf meiner Mutter einen Blick zu. „Nun, mit Leichtathletik könntest du es vielleicht schaffen."

Dann lächelte sie mich an, wandte sich an meine Mutter und flüsterte ihr zu, ich sähe so niedlich aus mit der Medaille in meinen Händen.

Ich tat so, als hätte ich nicht zugehört. Es war mir im Grunde gleichgültig. Ich spielte Eishockey aus Leidenschaft, um einfach Sport zu betreiben, und nicht, weil ich vorhatte, die Olympischen Spiele zu gewinnen.

„Vielen Dank", sagte ich, und gab ihr die Medaille zurück.

Vor etwa zwei Jahren, in der ersten Klasse der Mittelschule, hatte ich damit begonnen, ein *guter* Eishockeyspieler zu werden. Seither verbrachte ich jeden Nachmittag in der Eissporthalle. Wenn ich nicht selbst trainierte, sah ich dem Training der älteren Jungs zu.

Die erste Mannschaft von Sterzing spielte in der Serie A1, aber es gab nur wenige Eishockeyspieler meines Jahrgangs, und wir gewannen selten ein Spiel. Und doch konnte ich jeder Niederlage etwas Positives abgewinnen. Selbst wenn wir fünfzehn Tore kassierten, reichten mir zwei oder drei Treffer, um zufrieden zu sein. Immer öfter durfte ich mit den älteren Jungs der oberen Kategorie spielen. Das gab mir die Möglichkeit, meine Spieltechnik zu verfeinern, und verschaffte mir große Genugtuung. Ein Elfjähriger, der in der U16 spielt … nicht schlecht, lieber Alex.

Alex beim Training in seinem Heimatdorf Kalch

Für einen wirklichen Entwicklungssprung hätte ich ins Ausland gehen und mich mit Gegnern auf einem anderen Niveau messen müssen – in Kanada oder den Vereinigten Staaten, oder vielleicht in Russland. Aber wer konnte sich das schon leisten? Niemals habe ich gewagt, meine Eltern danach zu fragen, denn ich hätte sie damit nur in Schwierigkeiten gebracht. Ich dachte, vielleicht hat Erika Lechner recht. Es wird nicht leicht sein, es ihr nachzutun und eine solche Medaille zu gewinnen. Jedenfalls nicht im Eishockey.

Ich laufe.

Bald habe ich es geschafft.

Ich laufe unter der Überführung hindurch und erhasche einen Blick auf die Bäume des Sadobre-Parkplatzes. Noch einige Kehren, und auch diese zehn Kilometer sind geschafft.

Es ist beinahe hell. Ich laufe an der Fünfhundert-Meter-Markierung vorbei, die ich mit einer Sprühdose auf der Leitplanke angebracht habe. Nicht mehr lange und ich bin da.

Ich freue mich schon auf eine schöne Dusche. Nach einem anstrengenden Training gibt es nichts Besseres als die Befriedigung, sich total ausgepowert zu fühlen. Ich habe ja ohnehin noch den ganzen Vormittag in der Schule vor mir: besser kann man sich gar nicht erholen.

Das Laufen habe ich mir selbst beigebracht. Ich laufe nach Gefühl, aber ohne wirkliche Vorbereitung, nach dem Grundsatz „Versuch und Irrtum". Wenn ich im Fernsehen den Kenianern zusehe, nehme ich mir vor, es ihnen gleichzutun und hart zu trainieren, aber das ist nicht so einfach, wie es scheint. Immerhin trainieren sie im Team, spornen sich gegenseitig an und tauschen untereinander Erfahrungen und Ratschläge aus.

Ich hingegen laufe allein.

Die Sommerwettkämpfe, an denen ich teilgenommen habe, waren ein Trauerspiel. Die Streckenlänge war immer dieselbe, 1000 Meter. Jedes Mal startete ich gut, lag bis kurz vor der Ziellinie in Führung und wurde dann im Zielsprint abgehängt. Klar, einige Läufe habe ich gewonnen, aber ansonsten musste ich mich mit einem zweiten, dritten oder vierten Platz abfinden.

Bisher kann ich nur ein ermutigendes Ergebnis vorweisen. Das war im vergangenen Jahr, als ich an der StraBolzano teilnahm. Da die Anmeldung nur für Läufer über achtzehn Jahre möglich war, flunkerte ich. Ich meldete mich für die Kategorie Junioren an und hoffte, dass niemandem auffallen würde, dass ich keinen Bartwuchs hatte, geschweige denn den Körperbau eines Mannes. Mein Plan hat hervorragend geklappt. Meine Eltern

sprachen sich gegen meine Teilnahme aus, und so musste ich ohne ihr Wissen meine Großeltern, Paul und Maria, überreden, mich zu begleiten.

Das war nicht besonders schwierig. Sie waren überglücklich, einen ganzen Tag mit mir zu verbringen.

An der Startlinie sah ich mich um und realisierte, dass ich ausschließlich von erwachsenen Männern umgeben war. In den ersten Minuten studierte ich das Gewirr von Beinen, um die jüngeren Läufer, die Junioren, auszumachen. Sie waren nicht sehr zahlreich vertreten. Als ich einen entdeckte, blieb ich an ihm dran und war entschlossen, ihm bis zur Ziellinie auf den Fersen zu bleiben. Es war sehr anstrengend, aber ich schaffte es und überquerte die Ziellinie mit einem Vorsprung von wenigen Metern. Später stand ich vor der Anzeigetafel mit den Ergebnissen, die gerade veröffentlicht worden waren, und traute meinen Augen nicht. Der Bursche vor mir musste viel älter gewesen sein als ich. Der erste Platz in der Juniorenkategorie ging an mich! Ein ermutigendes Ergebnis, sicherlich, allerdings nicht genug.

Früher oder später muss man eine Entscheidung treffen, sagt Pepi immer, man kann nicht zwischen Baum und Borke leben, wenn man etwas gut machen will. Früher oder später musst du dich entscheiden.

Eishockey oder Laufen?

Er hat recht. Aber nach all den Jahren meine noch nicht begonnene Eishockeykarriere aufgeben, ist das sinnvoll? Der Gedanke, alles selbst organisieren zu müssen, macht mir Angst und beflügelt mich gleichzeitig. Um ein erfolgreicher Läufer zu werden, muss ich nicht nach Amerika oder Kanada auswandern. Dafür kann ich auch hier auf diesen Wegen trainieren. Doch was würde Pepi davon halten, der mich immer in die Eissporthalle begleitet hat, um mir beim Spielen zuzusehen?

2 MERAN
November 2000

Ich gehe.

Meine Schuhe und mein T-Shirt sind durchnässt. Diesmal haben wir uns nicht für die lange Strecke entschieden, das Wetter ist zu schlecht. Aber auch heute muss ich trainieren, Regen hin oder her. Ich höre den Kleinbus hinter mir und warte darauf, dass er mich überholt. Stattdessen fährt er langsam neben mir her.

„Hans", keuche ich, „ich bin erledigt. Mehr schaffe ich nicht." „Na los, nur noch bis zur Kurve. Nach der Kehre warte ich auf dich." Dann prescht er los, bevor ich protestieren kann.

In Ordnung, denke ich. Nur noch bis zur Kurve, aber dann ist Schluss für heute.

Ich habe den steilen Anstieg heute schon einmal bewältigt und bin mit meinen Kräften am Ende.

Ich beiße die Zähne zusammen und schleppe mich weiter. Meine Beine sind schwer wie Blei, meine Lungen brennen. Endlich erreiche ich die Kehre … kein Kleinbus da! Hans hat mich hereingelegt. Wenn ich jetzt nicht zu Fuß zurückkehren will und er mich mitnehmen soll, muss ich es bis auf den Hügel schaffen, und das heute schon zum zweiten Mal, und dann auch noch im Regen.

Typisch Hans, das ist mir jetzt klar. Das Training geht vor, koste es, was es wolle. Es spielt keine Rolle, ob es kalt ist, regnet, schneit oder hagelt. An das Trainingsprogramm muss man sich halten und es durchziehen, keine Diskussion. Das sind die Regeln.

Er ist klein, stämmig und schon seit einiger Zeit im Ruhestand, hat jedoch nicht das gutmütige Aussehen eines Rentners. Ein halbkahler Kopf und die eingedrückte Boxernase, daran erkennt man Hans. Ein Blick reicht aus und man weiß, woher der Wind weht, und das gilt für jeden.

Mit Hans streitet man nicht, man gehorcht. Jeden Samstag nach der Schule trainiere ich mit ihm. Letzte Woche musste ich immer wieder die gleiche Strecke ablaufen, achtmal tausend Meter. Ich war vollkommen erschöpft und befürchtete, jeden Moment zu Boden zu gehen und nicht mehr aufzustehen. Er ließ sich nicht erweichen. Im Gegenteil: Als er mich taumeln sah, brüllte er mich an.

„Schneller, komm schon! Nicht langsamer werden! Na los, komm schon, komm schon!“

Jetzt verfluche ich ihn, weil ich wirklich am Ende bin und sich diese Strecke wie der Mortirolo-Anstieg (Pass in der Lombardei) anfühlt. Im Grunde jedoch mag ich seine Methoden. Hans ist der Trainer, nach dem ich gesucht habe. Als junger Mann war er Boxer, und das merkt man. Die gleiche Einstellung, Entschlossenheit und ostdeutsche Unerbittlichkeit legt er auch in der Leichtathletik an den Tag. Im Sportclub Meran ist er morgens immer der Erste und abends immer der Letzte. Für ihn ist das Training mehr als nur ein Job: Es ist eine Berufung. Abends, wenn er nach Hause geht, verabschiedet er sich stets auf dieselbe Weise. „Ich besuche mal meine Frau“, gerade so, als sei er in Wahrheit mit der Leichtathletik vermählt.

Am Ende unserer ersten gemeinsamen Trainingseinheit überreichte er mir einen lilafarbenen Ordner. Darin befanden sich das Trainingsprogramm für die kommende Woche und die Anleitungen für die Dehnübungen, die ich machen sollte. Seit ich vor zehn Jahren mit dem Leistungssport begonnen habe, hat mich noch nie jemand so professionell betreut. Wir werden gut miteinander auskommen, dachte ich sofort.

Da, der Bus! Endlich!

Ich habe es geschafft.

Unter Einsatz meiner letzten Kräfte steige ich in den Kleinbus und schlage die Wagentür hinter mir zu, bevor er es sich noch einmal anders überlegt. Hans legt den ersten Gang ein und fährt los, ohne ein Wort zu sagen. Während wir schweigend ins Tal zurückkehren, betrachte ich ihn, seine geraden Schultern, den breiten Brustkorb und die runde Brille. Sein Körper strahlt eine unglaubliche Energie aus, gerade so, als würde er ein Magnetfeld erzeugen, das alles durchdringt.

Ruhig und ohne ein Wort zu sagen, sitze ich neben ihm und schnappe nach Luft.

„Ab unter die Dusche mit dir“, sagt er im Sportzentrum. „Das hast du heute gut gemacht. Wir sehen uns nächsten Samstag.“

Als ich das Eishockey aufgab, waren meine Mannschaftskameraden bestürzt. Meine Entscheidung hat alle überrascht. Wie?, sagten sie. Du bist der Beste. Du bist unser Starspieler. Du hast dir immer mehr Mühe gegeben als alle anderen. Du kannst doch nicht so einfach aufgeben. Andere wiederum waren skeptisch. Was willst du jetzt machen? *Gehen?* Aber sicher doch. In einem Monat bist du wieder hier.

Seitdem habe ich keinen Fuß mehr in das Eisstadion gesetzt. Jetzt ist es schon ein Jahr her. So bin ich nun mal. Wenn ich mir etwas vornehme,

gibt es kein Zurück. Fast neun Jahre lang habe ich das blaue Sterzing-Trikot getragen, an der Arge Alp Trophy (Arbeitsgemeinschaft Alpenländer mit grenzüberschreitendem Engagement, auch im Sportbereich) teilgenommen, war Spieler in der U16-Nationalmannschaft. Aber dann wurde mir klar, dass ich mein volles Leistungspotenzial erreicht hatte und nichts mehr dazulernen konnte, zumindest nicht hier in Südtirol. So habe ich meine Entscheidung getroffen. Es war besser, keine Zeit mehr zu verlieren.

„Willst du gehen?", fragte Pepi mich.

„Ja. Ich möchte es versuchen."

„Du wirst keinen Heller damit verdienen."

„Das ist mir egal. Ich will es versuchen."

„Es liegt in deiner Verantwortung", sagte er. „Es ist deine Entscheidung."

Und damit war das Thema vom Tisch. Seit jenem Tag war auch Pepi nie mehr im Eisstadion. Ja, so ist meine Familie eben: hartnäckig und stur. Wir haben nie mehr über Eishockey gesprochen, aber wie zuvor fährt er mich nach dem Training nach Hause. Jeden Samstag begleitet er mich zum Sportverein, wartet dort den ganzen Nachmittag und bringt mich pünktlich zum Abendessen zurück. Ich weiß nicht, was Pepi von meiner Entscheidung hält. Er ist kein Mann großer Worte und begeistert sich selten für etwas, aber ich glaube, dass er doch stolz auf mich ist, weil ich schließlich eine eigenständige Entscheidung getroffen habe. Auch wenn er vielleicht enttäuscht war, dass ich mich nicht fürs Eishockey entschieden habe.

Auf das Gehen wurde ich erstmals im Sommer 1998 aufmerksam. In jenem Sommer war ich weiterhin mit meinem Trockentraining beschäftigt: Zuerst lief ich zweimal pro Woche am Morgen, dann dreimal, viermal und schließlich fünfmal. Im August erfuhr ich von den Leichtathletik-Europameisterschaften in Budapest. Wie jedes Jahr hatte ich die hart umkämpften Etappen des Giro d'Italia und der Tour de France im Fernsehen mitverfolgt, aber noch nie Leichtathletik-Wettkämpfe. Ich wollte zum ersten Mal einen Geher-Wettkampf mit meinen eigenen Augen sehen. Wie bereiten sich die Athleten auf ein so langes Rennen vor? Was essen sie vor dem Wettkampf? Was trinken sie? Diese Sportler müssen fast vier Stunden durchhalten. Vier Stunden! Selbst ein Marathonlauf ist nicht so anstrengend.

Den Anfang machte der 20-km-Wettkampf. Ein Italiener hatte sich an die Spitze gesetzt und in den ersten Runden das Tempo bestimmt. Er hatte einen schönen Gehstil: stolz und selbstbewusst. Michele Didoni hatte drei Jahre zuvor die Weltmeisterschaften in Schweden gewonnen und galt immer noch als einer der Favoriten. Mit seinem weißen Trikot,

den kurzen Haaren und seinem Spitzbart war Didoni das Ebenbild eines siegreichen Athleten. Am Ende wurde er zwar nur Elfter, da der Lauf von dem Russen Ilja Markov gewonnen wurde, aber sein selbstbewusstes, stolzes Auftreten hatte mich eingenommen.

Wow, was für ein Sportler!

Ein paar Tage später sah ich mir das 50-km-Gehen an. Sieger wurde der Pole Robert Korzeniowski, vor einem Finnen und Russen. Was mir jedoch ins Auge stach, war der Unterschied zwischen den beiden Wettläufen. Im Fernsehen erschien mir das 20-km-Gehen immer noch wie ein Geschwindigkeitsrennen, die 50-km-Wettkämpfe hingegen nicht mehr. Hier waren die Ausdauer und Belastbarkeit der Läuferinnen und Läufer entscheidend. *Endurance* war das Wort, das der Kommentator dafür verwendete.

Das ist meine Disziplin, sagte ich mir. *Endurance*.

Ich wollte es anpacken. Ab dem darauffolgenden Montag wechselte ich also zwischen Laufen und Gehen ab – oder besser gesagt, meiner Vorstellung vom Gehen. Ich kannte die beiden Grundregeln – ständiger Kontakt mit dem Boden und gestrecktes Knie, sobald der Fuß auf dem Boden aufsetzt –, hatte jedoch keinen Trainer. Noch nicht. Ich war Autodidakt, wie schon beim Laufen, und versuchte mir Trainingstag für Trainingstag das Gehen beizubringen, auf Basis dessen, was ich gesehen hatte. Und ich ging, morgens und nachmittags, immer allein, immer auf der gleichen Laufstrecke:

Startpunkt Sadobre-Parkplatz.

Endpunkt Sadobre-Parkplatz.

Ich hatte auch nicht die richtigen Walking-Schuhe. In der Umgebung waren keine Fachgeschäfte vorhanden, also musste ich mich mit der Erfahrung behelfen, die ich durch die jahrelange Arbeit in Onkel Walters Werkstatt erworben hatte. Ich schnitt die mit Rillen und Vertiefungen versehenen Sohlen meiner Turnschuhe ab. Dann hobelte ich die Zwischenlage zwischen Sohle und Obermaterial weg, die dazu dient, Stöße abzufedern, denn beim Gehen ist sie hinderlich: sie drückt den Fuß nach oben und verleitet zum Laufen. Zum Schluss klebte ich die Sohle, die ich zu Beginn entfernt hatte, wieder auf, und schon hatte ich ein schönes Paar Walking-Schuhe, oder so etwas in der Art …

Bei schlechtem Wetter – die Winter hier können sehr lang und schneereich sein – trainierte ich auf dem Fahrrad. Im Hinterzimmer der Werkstatt bewahrte Großvater Paul, ebenfalls sportbegeistert wie Pepi und ich, noch sein altes, auf Walzen gestelltes Rennrad auf. In der Werkstatt verbrachte

ich jeden regnerischen Nachmittag, immer mit Blick auf das Poster von Maurizio Fondriest, das vor mir an der Wand hing.

Jetzt fehlte mir nur noch eines: ein gutes Ergebnis. Ich nahm an jedem lokalen Laufwettkampf teil und steckte so manche Niederlage ein. Die in diesen Monaten erworbenen Fähigkeiten, große Distanzen zu bewältigen und hohe Belastungen zu ertragen, mussten zunächst geheim bleiben, denn ich durfte noch nicht an den längeren Läufen teilnehmen, die den Junioren oder den höheren Klassen vorbehalten waren.

Im Mai 1999 nahm ich an den Jugendspielen in Bozen teil, Disziplin Gehen, Länge der Strecke 2000 Meter. Auch heute noch bin ich davon überzeugt, dass dies eine der besten Entscheidungen meines Lebens war. Schon kurz nach dem Start war ich unter den Ersten, auch wenn ich mehr schlecht als recht ging. Während des Rennens forderten mich die Kampfrichter auf, langsamer zu gehen, da sie mich sonst disqualifiziert hätten. Vor mir lief ein junger Mann, der im Gegensatz zu mir sehr unbeschwert wirkte. Wie sehr ich ihn beneidete!

Nach dem Rennen kam er auf mich zu und schüttelte mir die Hand. „Mein Name ist Peter Gassebner, schön, dich kennenzulernen."

„Alex Schwazer. Freut mich, gleichfalls."

„Glückwunsch. Du bist wirklich gut."

„Ich bin Zweiter geworden", sagte ich. „Den Wettkampf hast du gewonnen."

Er lächelte mich an. „Darf ich dir jemanden vorstellen?"

„Gerne. Warum nicht?"

Peter hatte eine angenehme Art. Die Person, die er mir vorstellte, war sein Trainer Hans Ladurner, ein 1,80 Meter großer Mann in schwarzer Latzhose. Ich hatte schon von ihm gehört, war ihm aber noch nie begegnet.

„Gut gemacht, Junge", sagte er und klopfte mir auf die Schulter.

„Danke."

„Mit wem trainierst du?"

„Ich bin beim Sportverein Sterzing eingeschrieben, trainiere aber allein."

„Allein? Es ist schwer, einen guten Geher zu finden, der allein trainiert. Hör zu, wenn du willst, kannst du dich meiner Gruppe in Meran anschließen, wenn du deine Leistungen verbessern willst. Ich würde mich freuen …"

„Danke", antwortete ich. „Das würde auch mir gefallen."

Als die Eishockeysaison begann, hatte ich keine Zweifel mehr. Ich ließ den Puck hinter mir, ohne es zu bedauern.

Nach dem Abschluss der Mittelschule ging ich ab September auf das Gymnasium in Sterzing. Natürlich hatte ich mich für das Sportgymnasium entschieden. Eine neue Schule, neue Freunde, Sport, was wollte ich mehr? Hier fände ich bestimmt auch einige Lehrer, die mich unterstützen würden. Nichts da, in dieser Hinsicht wurde ich enttäuscht. Die am besten betreuten Sportler waren die Skifahrer. Für sie wurden regelmäßig Fortbildungsveranstaltungen organisiert, sie konnten an Landesmeisterschaften teilnehmen. Um ihnen entgegenzukommen, wurden die Unterrichtszeiten geändert, ein Auge zugedrückt, wenn sie ihre Hausaufgaben nicht erledigten. Auf die Bedürfnisse der anderen Schüler ging man kaum ein, ihnen wurden weniger Flexibilität, Offenheit und Interesse entgegengebracht. Was war meine Leidenschaft? Das wusste niemand. Nicht einmal mein Sportlehrer.

Den ganzen Sommer über stellte ich völlig verrückte Dinge an. Ich rackerte mich ab, um mich immer wieder auf die Probe zu stellen, und gewann verrückte Wetten. Eines Tages radelte ich mit dem Fahrrad meines Großvaters nach Bozen: fünfundsiebzig Kilometer hin, fünfundsiebzig Kilometer zurück, mit nur einer Wasserflasche in der heißen Juni-Sonne. Als ich die Stadt erreichte, hielt ich an der ersten Tankstelle und rief einen Freund an. „Ich habe die Wette gewonnen", sagte ich ihm. „Ich gebe dir den Tankwart, dann kannst du ihn selbst fragen."

Ein anderes Mal wäre ich beinahe draufgegangen. Wie immer war ich mit dem Rennrad meines Großvaters unterwegs, einem blauen Francesco-Moser-Rennrad mit der Gangschaltung am Unterrohr und einem Ledersattel, ein zwanzig Kilo schweres Relikt aus alten Zeiten. Als ich in Sterzing losfuhr, war der Himmel bedeckt, aber aus Erfahrung wusste ich, dass das Wetter weiter unten besser sein würde. In Brixen aber regnete es. Achtzehn Kilometer weiter südlich, in Klausen, nahm der Regen zu. Jetzt wäre es am vernünftigsten gewesen, umzukehren. Eine andere, gewagtere Option war der lange Umweg über Meran und den Jaufenpass. Ich entschied mich für diese Alternative.

Nach fünf Stunden auf dem Rad überkam mich eine akute Hungerattacke. Durst hatte ich auch. Vollständig dehydriert hielt ich an einer Kehre der Passstraße und entschied, meine Mutter anzurufen. Verängstigt und von Kopf bis Fuß durchnässt versuchte ich, mein Mobiltelefon einzuschalten, erinnerte mich jedoch nicht mehr an die PIN-Nummer; schließlich gab ich auf und radelte weiter. Ich war mutterseelenallein auf der Passstraße unterwegs und erreichte den Pass nach sechsstündiger Fahrt. Ab einer Höhe von 1800 Metern lichten sich die Bäume und es wird kahler. Ich fürchtete mich vor den Blitzen, da das Rennrad meines Großvaters einen Stahlrahmen hatte. Als ich schließlich zu Hause ankam, war ich

so müde und durchgefroren, dass ich nicht mehr allein vom Rad steigen konnte. Meine Eltern waren verärgert, vor allem meine Mutter.

Wenn mich Hans eines gelehrt hat, dann, dass Talent im Sport nicht alles ist, sondern auch eine entsprechende Lebensweise notwendig ist. Man kann noch so viele Stunden trainieren – wenn das Training nicht einem konkreten Plan folgt, führt es zu nichts. Um ein Profi zu werden, muss man zuerst wie ein Profi denken. Das bedeutet auch: kluge Planung, Erholungsphasen und richtige Ernährung.

„Du bist wie Mozart", sagte er mir immer wieder.

„Ein Talent wie dich gibt es nur alle hundert Jahre. Man kann eine solche Gabe nicht durch unüberlegtes Handeln vergeuden."

Als er feststellte, dass ich unter Eisenmangel litt, lud er mich zu sich nach Hause ein und bat seine Frau Elisabeth, mir einen Teller Leber zuzubereiten. Als er sah, dass ich dazu neigte, mein Kilometerpensum zu überschreiten, verordnete er mir einen Ruhetag. Wenn Peter nicht zum Training erscheine, weil es regnet, sagte er mir, werde er bald nicht mehr mit mir mithalten können. Neben Talent, meinte er, sei eben auch Disziplin unerlässlich.

Richtig, Disziplin ist vor allem beim Gehen unerlässlich. Der Erste, der Hans auf diesen Sport ansprach, war sein Sohn Alfred, der in seiner Jugend ein guter Mittelstreckenläufer gewesen war. Bei einem Treffen sah er eine Gruppe von Gehern, die frühmorgens zum Training aufbrachen. Zu Hause erzählte er seinem Vater von diesen Sportlern, die sich mit bewundernswerter Disziplin einem brutalen Training unterzogen. Und irgendetwas muss in Hans vorgegangen sein, denn kurz darauf hängte er seine Boxhandschuhe an den Nagel, um sich ganz dem Gehen zu widmen.

Ich glaube, ich träume. Seit Jahren habe ich genau nach einem Coach wie Hans gesucht, ohne mir dessen bewusst zu sein. Er ist knallhart, sicher. Manchmal kann er sehr streng sein, fast schon grausam, aber er ist die Bezugsperson, die ich brauche. Außerdem habe ich bei ihm einen gut organisierten Verein, eine Struktur und tolle Trainingspartner angetroffen: Patrick Ennemoser, eines der vielversprechendsten Talente Italiens, seine drei Jahre ältere, sehr erfolgreiche Schwester Elke und die Gassebner-Brüder Peter und Paul, die schon etliche Titel gewonnen haben.

Ich trainiere jetzt schon seit einem Jahr mit ihnen. Am Anfang, als Hans mich mit Mozart verglich, lachte ich darüber und nahm es nicht ernst. Ja, natürlich, antwortete ich. Aber nachdem ich es immer wieder zu hören bekam, begann ich, selbst daran zu glauben, zumindest ein bisschen. Und ich gab mir immer mehr Mühe. Eines Tages werden sich all diese Bemühungen auszahlen, da bin ich mir sicher.

3 PENSER JOCH
März 2001

März 2001, Italienische U18-Meisterschaften im Straßengehen. Meine erste Mannschaftsreise mit Hans' Gruppe. Für mich ist alles neu. Ich sitze zum ersten Mal in einem Flugzeug, zum ersten Mal sehe ich den Süden Italiens, und zum ersten Mal trete ich bei einem Wettkampf über eine anständige Distanz von 5 km an. Ich bin sechzehn, fühle mich jedoch wie ein Kind im Freizeitpark.

Unsere Mannschaft übernachtet in einem Feriendorf in Cittanova, eine Autostunde von Reggio Calabria entfernt. Die Sommersaison ist noch weit entfernt, aber diese Landschaft mit dem hügeligen Hinterland und dem winterlichen Meer fasziniert mich zutiefst. Ja, wie ein Kind im Freizeitpark, so fühle ich mich.

Am Abend vor dem Rennen wird mir ein dampfender Teller mit Trüffel-Tagliatelle serviert, dem ich nicht widerstehen kann. Wer weiß, wann ich jemals wieder Trüffel essen werde! Und so stopfe ich alles in mich hinein. Die ganze Nacht hindurch habe ich schreckliche Albträume, ich bekomme kein Auge zu. Schreckliche Gewaltszenen und grausame Krämpfe quälen mich. Am nächsten Morgen stehe ich mit Bauchschmerzen auf.

Ich kann aber jetzt keinen Rückzieher machen, nicht, nachdem ich so weit gekommen bin. Ich trete mit einem stechenden Schmerz im Magen an, der bis zum Ende des Rennens anhält. Und trotz meiner Unerfahrenheit bin ich schnell, schneller als die älteren Jungs, und werde Dritter.

Hans kann es kaum glauben. Peter hat sogar noch besser abschnitten: Erster in der Altersklasse der unter 16-Jährigen! Die Fahrt nach Süditalien war ein voller Erfolg.

Doch das ist erst der Anfang! Endlich habe ich meinen Sport gefunden, und kann unter idealen Bedingungen in einem guten Team trainieren, denke ich. Aber ich sollte mich irren.

Nach diesem ersten unerwarteten Erfolg wird alles anders. Ich bin nicht imstande, eines von zwei Rennen zu beenden, weil ich immer schon vor dem Zieleinlauf disqualifiziert werde. Ich gebe mir zwar Mühe, mache jedoch Fehler. Man sagt mir, ich sei zu steif, mein Gang sei zu „stramm". Im September nehme ich am Criterium Nazionale in Viareggio teil und werde vierhundert Meter vor dem Ziel disqualifiziert. Ich brauche eine Weile, um diesen schweren Schlag zu verdauen, und kehre entmutigt

und demotiviert nach Hause zurück. Am nächsten Tag wünschte ich, ich könnte die Schule schwänzen, um nicht die Sprüche meiner Mitschüler ertragen zu müssen. „Wie hast du das geschafft, drei Rote Karten zu bekommen? Sag die Wahrheit, du bist gelaufen! Vielleicht hättest du doch beim Eishockey bleiben sollen, oder?“

Nein, spreche ich mir Mut zu, das Gehen ist mein Sport.

Ich fühle mich nicht wohl dabei. Nach jeder Disqualifikation geht es mir schlecht, aber ich lasse auch am nächsten Tag das Training nicht ausfallen. Ich mache weiter, da ich spüre, dass sich früher oder später Ergebnisse einstellen werden, solange ich mich Tag für Tag mit einem minimalistischen, bescheidenen Ergebnis begnüge: dem täglichen Abschluss meines Trainingspensums.

Bei den Italienischen Straßenmeisterschaften 2002 an der Strandpromenade von Rimini werde ich Zweiter. Wieder einmal denke ich mir, dass es nun nur besser werden kann. Aber nichts da, immer dasselbe: eine Enttäuschung folgt der anderen, eine Disqualifikation reiht sich an die nächste. So geschieht es auch bei den Nationalmeisterschaften im Bahngehen in Fano – und schon wieder ist ein Tag vergeudet.

Die einzigen Mitschüler, die mich verstehen, sind die Skifahrer Fabian Rabl und Klaus Plattner: wir sind eng miteinander befreundet. Im Unterricht sitzen wir immer in der letzten Bankreihe.

Unter dem Schreibtisch bewahren wir die „Gazzetta dello Sport“ und weitere Fachzeitschriften auf. Ich verfolge die Leichtathletik, sie den alpinen Skisport: Wir diskutieren über Ergebnisse, Zeiten, Ausrüstung. Fabian und Klaus nehmen diese Themen sehr ernst. Deshalb verstehen wir uns so gut.

Eines Tages lande ich im Büro des Schulleiters, weil ich wieder mal unentschuldigt zu spät zum Unterricht erschienen bin. Das ist nichts Neues. Nach dem morgendlichen Training komme ich immer überhitzt, mit rotem Kopf und erschöpft in die Schule. Fabian und Klaus fühlen sich solidarisch mit mir, also beschließen sie, mich zum Schulleiter zu begleiten. Sie gehen einen Schritt hinter mir und flankieren mich wie Schutzengel oder Leibwächter. Das Ganze wirkt wie eine Filmszene.

„Schwazer“, meint der Schulleiter etwas überheblich. „Du musst die Kurve kriegen. Das ist schon das dritte Mal in diesem Monat, dass du zu spät zum Unterricht kommst.“

„Ich weiß, aber ich muss trainieren.“

„Morgens musst du trainieren? Der Morgen gehört der Schule.“

„In der Tat, ja. Ich trainiere vor und nach der Schule.“

„Schwazer“, wiederholt der Schulleiter ungeduldig.

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar: http://dnb.d-nb.de

Bildnachweis
IMAGO: Sven Simon (Umschlag), Itar-Tass (S. 69), PanoramiC (S. 75, 79), Werek (155), Xinhua (S. 70, 73, 77, 83, 85, 156)
Alle weiteren Bilder stammen aus dem © **Archiv von Alex Schwazer.**

1. Auflage 2022
© Athesia Buch GmbH, Bozen
Autorisierte deutsche Ausgabe von Giangiacomo Feltrinelli Editore srl, Mailand
Titel der italienischen Originalausgabe: „Dopo il traguardo", November 2021, in der Reihe „Varia"

Übersetzung: Romano Kohlmayer
Lektorat/Korrektorat: Sabine Schmid, textdrexlerei
Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag
Bildbearbeitung: Typoplus, Frangart
Druck: Athesia Druck, Bozen
Papier: Innenteil Gardamatt Ultra, Vorsatz Offset weiß

Gesamtkatalog unter
www.athesia-tappeiner.com

Fragen und Hinweise bitte an
buchverlag@athesia.it

ISBN 978-88-7073-994-7
ISBN 979-12-80864-00-0 (e-Book)

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C010042
FSC www.fsc.org

Dieses Buch wurde der Umwelt zuliebe nicht mit einer Schutzfolie eingeschweißt.

designed + produced IN SÜDTIROL

Bildbeschreibung Umschlag
Alex Schwazer bei seinem Olympiasieg in Peking 2008

Alex Schwazer erzählt die Geschichte seines bewegten Lebens und vom Beginn, den Höhepunkten, dem abrupten Ende seiner glänzenden Sportlerkarriere, als er kurz vor den Olympischen Spielen 2012 positiv auf die illegale Nutzung von Erythropoetin getestet wurde, und vom noch immer anhaltenden Kampf gegen ein eingefahrenes System voller Widersprüche, das keine Fehler verzeiht.
Dies ist ein Buch, in dem nicht nur der Weltklassesportler, sondern vor allem der Mensch Alex Schwazer zu Wort kommt und sein Innerstes offenlegt.
Seine Geschichte dreht sich um Sport und Emotionen, Schuld und Reue, Verzweiflung und Hoffnung, Niederlagen und Siege, unbarmherzige Machenschaften, aber auch um Willenskraft und das Bestreben, gegen alle Widerstände eine erfolgreiche sportliche Karriere wieder aufleben zu lassen, einen neuen Anfang zu suchen.
Die erste Hürde im Kampf um sein Ansehen und seine sportliche Karriere ist überwunden, als ein zweites Strafverfahren gegen ihn eingestellt wird, ein Comeback scheint wieder möglich.

„Dieses Buch ist ein aufrichtiger und offener Bericht über mein Leben, und weder ein Schuldbekenntnis noch eine Verteidigungsschrift. Wer die Geschichte eines Mannes ohne Sünden lesen möchte, muss zu einer anderen Biographie greifen, nicht zu meiner."

ISBN 978-88-7073-994-7
athesia-tappeiner.com
25 € (I/D/A)